

Peter-Paul Bänziger

**„Materialism is a very comfortable thing,
one can't say yes or no at once.“**

Konsum und Arbeit als Leitvorstellungen in Tagebüchern um 1930 und 1960

Wie soll man sozialen Wandel im 20. Jahrhundert beschreiben? Diese Kernfrage zeitgeschichtlicher Forschung steht auch im Zentrum der Debatte über die Reichweite bestimmter Leitvorstellungen in Wirtschaft und Arbeitswelt in den 1960er und 1970er Jahren, zu der der vorliegende Band beitragen will. Während unter Werten in der Regel sich eher langsam verändernde Handlungs- und Deutungsmaximen verstanden werden, beispielsweise im Zusammenhang mit den sogenannten „bürgerlichen Werten“¹, behauptet die These eines „Wertewandelschubs“, dass es innerhalb einer vergleichsweise kurzen Zeitspanne deutlich erkennbare Verschiebungen gegeben habe². Damit reiht sie sich in eine Serie von Narrativen ein, deren Hauptaussage darin besteht, dass sich die westeuropäischen Industriegesellschaften im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts grundlegend transformiert hätten, nicht zuletzt im Zusammenhang der „Etablierung der Konsumgesellschaft“³.

Zwar steht außer Frage, dass es in dieser Zeit zu gewichtigen Veränderungen in vielen Lebensbereichen kam. So sind im hier interessierenden Themenfeld die Forderungen nach Flexibilisierung und Deregulierung oder die zunehmende Bedeutung von Selbststeuerung und -optimierung nicht zu übersehen. Es lässt sich jedoch nur schwer abschätzen, wann, wo genau und inwieweit sich neue Formen des Arbeitens und der Bewertung von Arbeit auch wirklich durchsetzen konnten. Fast bei jedem genauer betrachteten Aspekt gibt es auch gute Gründe

¹ Vgl. etwa Andreas Schulz, *Bürgerliche Werte*, in: Andreas Rödder/Wolfgang Elz (Hrsg.), *Alte Werte – Neue Werte. Schlaglichter des Wertewandels*, Göttingen 2008, S. 29–36; den Wertewandel als Wandel der Zusammensetzung des bürgerlichen Wertekanons beschreibend: Manfred Hettling, *Bürgerlichkeit im Nachkriegsdeutschland*, in: Manfred Hettling/Bernd Ulrich (Hrsg.), *Bürgertum nach 1945*, Hamburg 2005, S. 7–37, hier insbes. S. 33f. Ich danke den beiden Herausgebern für Kritik und Hinweise sowie Li Gerhalter von der Sammlung Frauennachlässe und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Deutschen Tagebucharchivs für die Unterstützung bei den Archivrecherchen. Das Verfassen des Textes wurde durch ein Ambizione-Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds ermöglicht.

² Vgl. etwa Andreas Rödder, *Werte und Wertewandel. Historisch-politische Perspektiven*, in: Rödder/Elz (Hrsg.), *Alte Werte – Neue Werte*, S. 9–25 sowie die klassische Formulierung bei Helmut Klages, *Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen*, Frankfurt a.M./New York 1984, S. 20.

³ Rödder, *Werte und Wertewandel*, in: Rödder/Elz (Hrsg.), *Alte Werte – Neue Werte*, S. 19.

für die Gegenthese, dass es sich um längerfristige Prozesse gehandelt habe. Viele von ihnen reichten bis ins frühe 20. Jahrhundert zurück, seien jedoch erst in den 1960er und 1970er Jahren auf breiterer Basis wahrgenommen und öffentlich thematisiert worden⁴.

Vor diesem Hintergrund machen die Überlegungen in der Einleitung dieses Bandes zu Recht deutlich, dass neue Ansätze für eine Zeitgeschichte arbeitsbezogener Leitvorstellungen nötig sind, die über simple Bruchthesen hinausgehen. Einen ersten Schritt dazu stellt die von den Herausgebern eingeforderte breitere Kontextualisierung zeitgenössischer sozialwissenschaftlicher Konzepte dar. Interessante Erkenntnisse dürfte für dieses Vorhaben nicht zuletzt die Analyse von bisher eher selten berücksichtigten Quellengattungen wie Unterhaltungsmedien oder Egodokumenten liefern⁵. Da sie in der Regel keine Grenzen zwischen einzelnen Lebensbereiche ziehen, öffnet die Beschäftigung mit ihnen den Blick für die Frage, ob und wie bestimmte Vorstellungen zu gewissen Zeitpunkten thematisiert wurden, in welchem Kontext sie genau geäußert wurden und wie sie sich im Laufe der Zeit veränderten. Im Vergleich zur Beantwortung sozialwissenschaftlicher Fragebögen, auf deren Auswertung sich die Wertewandelthese der 1970er und 1980er Jahre maßgeblich stützte, ist die Auseinandersetzung mit allgemeinen Lebenszielen wie mit konkreten Alltagsproblemen in diesen Medien oftmals viel ausführlicher und gleichzeitig widersprüchlicher. Klare Aussagen über Veränderungen und Trends lassen sich deshalb weniger einfach formulieren als auf der Basis der vorstrukturierten – oder zumindest hinsichtlich der zur Verfügung stehenden Zeilen oder Zeit limitierten – Fragebögen. Das bedeutet nicht, dass „Egomedien“ nicht auch bestimmte Regeln vorgeben würden. Wenn dazu aber, wie im Fall von Familienbriefen und Tagebüchern, ganz wesentlich die (Selbst-)Verständigung über Lebensziele wie Alltagsprobleme gehört, handelt es sich zweifellos um Medien, die für die Frage nach der Transformation der entsprechenden Leitvorstellungen nicht unbeachtet gelassen werden sollten.

Unveröffentlichte Tagebücher und Briefe bilden auch die Materialgrundlage für den vorliegenden Beitrag. Auf deren Basis gehe ich der Frage nach, was geschieht, wenn man die von den Vertreterinnen und Vertretern der Wertewandelthese als neu beschriebenen Leitvorstellungen in Quellen sucht, die vor

⁴ Vgl. u. a. Jörg Neuheiser, Arbeit zwischen Entgrenzung und Konsum. Die Geschichte der Arbeit im 20. Jahrhundert als Gegenstand aktueller zeithistorischer und sozialwissenschaftlicher Studien, in: Neue Politische Literatur 58 (2013), S. 421–448; Dietmar Süß, Stempeln, Stechen, Zeit erfassen: Überlegungen zu einer Ideen- und Sozialgeschichte der „Flexibilisierung“ 1970–1990, in: Archiv für Sozialgeschichte 52 (2012), S. 139–162; Knud Andresen/Ursula Bitzegeio/Jürgen Mittag (Hrsg.), „Nach dem Strukturbruch“? Kontinuität und Wandel von Arbeitsbeziehungen und Arbeitswelt(en) seit den 1970er-Jahren, Bonn 2011.

⁵ Vgl. dazu jüngst Janosch Steuwer/Rüdiger Graf (Hrsg.), Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts, Göttingen 2015.

der Mitte der 1960er Jahre entstanden. Die im Folgenden exemplarisch analysierten Medien sind Teil eines umfangreichen Korpus aus Egodokumenten, die zwischen den 1860er und 1980er Jahren verfasst wurden. Bei den insgesamt rund 140 Verfasserinnen und Verfassern handelt es sich um Jugendliche und junge Erwachsene bis zum Alter von ca. 30 Jahren. Sie stammten aus sehr unterschiedlichen Schichten und lebten im gesamten deutschsprachigen Raum. Die im Folgenden hauptsächlich ausgewerteten Materialien sind im Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen respektive in der Sammlung Frauennachlässe in Wien archiviert. Es handelt sich um das kurz nach der Jahrhundertwende verfasste Tagebuch eines Leipziger Handelsreisenden, die Tagebücher einer Berliner Tänzerin aus den späten 1920er und frühen 1930er Jahren und um verschiedene Schriften dreier Schwestern, die in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren entstanden. Von ihnen sind rund 200 Briefe und die als Tagebuch verwendeten Taschenkalender der mittleren Schwester überliefert⁶. Inwiefern diese jungen Erwachsenen repräsentativ für ihre jeweilige Zeit sind, kann nicht exakt beziffert werden. Die in ihren Egodokumenten präsentierten Selbstverhältnisse sind jedoch durchaus beispielhaft für einige allgemeine Aspekte des Quellenkorpus.

Darin zeigt sich nicht zuletzt, dass in den Jahrzehnten um 1900 das sich am Mäßigungdenken und an den Bedürfnissen der familiären „Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft“ orientierende bürgerliche Selbst durch die aufkommenden Konsum- und Arbeitsgesellschaften herausgefordert wurde. Der Mensch des 20. Jahrhunderts definierte sich zunehmend über ein leistungsorientiertes Arbeits- wie über ein konsumorientiertes Erlebnissethos. Sein Arbeitsort war der moderne Betrieb, der Rahmen seines Konsums nicht selten die romantische Zweierbeziehung oder die Kleinfamilie. In den 1960er und 1970er Jahren kam es folglich nicht zu einer Ablösung arbeitsgesellschaftlicher durch konsumgesellschaftliche Identitätsangebote, wie es das verbreitete „konsumistische“ Narrativ der zeitgeschichtlichen Forschung behauptet. Vielmehr etablierten sie sich seit dem frühen 20. Jahrhundert in einem mehr oder weniger parallelen Prozess. Ihre hauptsächlichsten Trägerinnen waren die sich ausdifferenzierenden und allgemein breiter werdenden mittleren Schichten⁷.

⁶ Zum Bestand vgl. auch Li Gerhalter, Bestandesverzeichnis der Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien. Unter der Mitarbeit von Brigitte Semanek, Wien 2012, S. 162ff.

⁷ Vgl. dazu allgemein Peter-Paul Bänziger, Von der Arbeits- zur Konsumgesellschaft? Kritik eines Leitmotivs der deutschsprachigen Zeitgeschichtsschreibung, in: Zeithistorische Forschungen 12 (2015), S. 11–38 sowie am Beispiel weiterer Egodokumente Peter-Paul Bänziger, Jenseits der Bürgerlichkeit. Tagebuch schreiben in den Konsum- und Arbeitsgesellschaften des 20. Jahrhunderts, in: Janosch Steuwer/Rüdiger Graf (Hrsg.), Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts, Göttingen 2015, S. 187–207, hier insbes. S. 200ff.

Im Gegensatz zu vielen zeitgeschichtlichen Forschungen haben geschlechtergeschichtliche Arbeiten der vergangenen vier Jahrzehnte immer wieder darauf hingewiesen, dass Frauen aus dem Bürgertum und den privilegiierteren Angestellten- und Arbeiterschichten schon in der ersten Jahrhunderthälfte zu konsumgesellschaftlichen Subjekten werden sollten. Dennoch blieben auch viele dieser Darstellungen nicht ganz unbeeinflusst vom konsumistischen Narrativ: „Die Frauen waren in ihrer Rolle als Konsumentinnen die Vorreiterinnen eines epochalen Wandels im 20. Jahrhundert, in dessen Verlauf der Konsumismus als Modus der kulturellen Reproduktion den bürgerlichen Lebensstil überlagerte“, argumentiert etwa Erica Carter, wobei sie unter letzterem ein nicht genauer beschriebenes Arbeitsethos versteht. Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhundert sei dann „auch die Bedeutung einer spezifisch männlichen Konsumidentität hervorgetreten.“⁸ Wenn ich im Folgenden mehrheitlich Frauen das Wort gebe, geht es mir nicht darum, diese Perspektive weiter zu schreiben. Erstens lassen sich, wie ich auch im letzten Abschnitt zeige, bei männlichen Diaristen des frühen 20. Jahrhunderts konsumgesellschaftliche Selbstverhältnisse erkennen. Ein junger Grafiker aus Niederschlesien, der im August 1902 eine Stelle in Berlin antrat, beschrieb seinen ersten Arbeitstag folgendermaßen: „Ich arbeitete bis 3 1/2 durch, die eigentliche Arbeitszeit, 8 1/2 Stunden. Man kann aber auch Mittagspause machen, das ist einem freigestellt. Jetzt ging ich nach Hause, habe mich etwas ausgeruht, dann begab ich mich zu Hering, Wilhelmstraße. Hier spielte ich etwas allein Billard. Beling und Otto kamen auch hin. Nun aßen wir Abendbrot, hierauf spielten wir Billard. Darnach gingen wir zur Ferngrotte, einer Weiberkneipe in der Markgrafenstraße. Trotzdem wir uns sehr zurückhielten, kostete es uns schweres Geld. Deshalb verdufteten wir uns und gingen in das Variété Friedrichgarten, wo es ganz schön war. [...] Als Schluß war, fuhren wir im Omnibus auf den Oberdeck heim. Um 12 1/2 ging ich schlafen.“ Dieses Leben führte er in den folgenden Monaten fort. Fast sein ganzes Geld – als Angestellter in einer „feine[n] Anstalt“ verdiente er vergleichsweise viel – gab er für Vergnügungen aus⁹.

Zweitens waren Arbeit und Selbständigkeit auch für im ersten Jahrhundertdrittel lebende junge Frauen wichtige Leitvorstellungen. So notierte etwa eine ca. 16-jährige Tochter eines Maurers aus Niederösterreich, nachdem ihr der Vater eine Ausbildung verweigert hatte: „29. Jänner 1919 trat ich aus der Schule. Den Sommer über blieb ich zu Hause und half meiner Mutter in der Wirtschaft. Im Herbst konnte ich dem Drang, mich selbst zu erhalten, nicht widerstehen und ging trotz meiner Jugend [...] und trotzdem es mein Vater nicht gerne sah in

⁸ Erica Carter, Frauen und die Öffentlichkeit des Konsums, in: Heinz-Gerhard Haupt/Claudius Torp (Hrsg.), Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890–1990: Ein Handbuch, Frankfurt a.M./New York 2009, S. 154–171, hier S. 170.

⁹ Deutsches Tagebucharchiv (DTA), Reg.-Nr. 1929, Eintrag vom 2.9.1902.

Stellung.“ Die folgenden Jahre arbeitete sie zunächst als Näherin und Bedienstete in Wien, wo sie „als moderne[r] Mensch“ die Vergnügungen in der Stadt und im Umland genoss. Mit 20 Jahren ließ sie sich von einer Fabrik im Bodenseeraum anwerben, wo die „Arbeitsverhältnisse“ allerdings „ziemlich schlecht“ waren. Deshalb nahm sie 1926 eine Stellung als Hausmädchen in Antwerpen an. „Hier gibts Leben. Menschen aus allen möglichen Ländern u. mit allen Farben wandern im Hafen umher“, heißt es in einem der letzten Tagebucheinträge¹⁰.

Vor diesem Hintergrund gilt es zwei Dimensionen zu unterscheiden: einerseits die vergeschlechtlichende Anrufung aller „Frauen“ beziehungsweise aller „Männer“ als nur Konsumierende oder nur Arbeitende, andererseits die Tatsache, dass Geschlecht als relationale Kategorie funktioniert und die Handlungsmöglichkeiten von Einzelpersonen und Gruppen folglich nicht einfach durch ihre geschlechtliche Positionierung determiniert werden. Aus der Perspektive der Arbeitsgeschichte schreibt Karin Hausen über das Bild des Alleinernährers: „As a vision, it was accepted for many decades, in an unusually broad socio-political consensus, by men and women, the middle and working classes and members of different religions and political parties.“¹¹ Stärker als Hausen selbst es tut, muss diese Vorstellung jedoch in ihrer Bedingt- und Begrenztheit durch konkrete historische Situationen beschrieben werden. *Die Frauen* und *die Männer* gibt es nicht. So wichtig das Aufzeigen der sozialen Konstruiertheit von Hausfrau und Mutter einerseits und Alleinernährer andererseits war, so sehr bedarf dieses Bild heute einer Differenzierung.

Eine materialistische Einstellung?

Der Vater der drei 1933, 1940 und 1941 im oberösterreichischen Steyr geborenen Schwestern Elisabeth, Helga und Erika Höchhäusl war laut Angaben seiner ältesten Tochter schon in den frühen 1930er Jahren ein aktiver Nationalsozialist. Deshalb habe er nach der Ermordung von Kanzler Dollfuß die österreichische Staatsbürgerschaft verloren. Die Machtübernahme der NSDAP scheint ihm dann nach 1938 einen beträchtlichen beruflichen Aufstieg ermöglicht zu haben: Er habe einen Betrieb geleitet, in dem auch Zwangsarbeiter aus dem KZ Mauthausen arbeiten mussten. Nach dem Krieg habe er deshalb unter falschem Namen im

¹⁰ Sammlung Frauennachlässe (SFN), NL 47, SFN, NL 47, TB, Einiges aus meinem Leben (Eintrag zu Beginn des Tagebuchs), ca. 1921; Einträge vom 15.2.1925, 29.5.1926 und 25.6.1926.

¹¹ Karin Hausen, *Work in Gender, Gender in Work: The German Case in Comparative Perspective*, in: Jürgen Kocka (Hrsg.), *Work in a Modern Society. The German Historical Experience in Comparative Perspective*, New York/Oxford 2010, S. 73–92, hier S. 81.

Ausland leben müssen¹². Es ist zu vermuten, dass dies auch der Grund war, warum sich die Familie schließlich in Freiburg im Breisgau niederließ. Dort lebten die Eltern und die jüngeren drei Kinder auch knapp zehn Jahre später, am Beginn des im Zentrum der folgenden Ausführungen stehenden Zeitraums. Die beiden jüngeren Schwestern befanden sich nun in der Lebensphase zwischen Schule, Au Pair-Aufenthalten im europäischen Ausland und Berufsausbildung. Letzteres gilt auch für ihren Bruder, der jedoch in den überlieferten Quellen selten und nur als Drittperson in Erscheinung tritt. Die älteste der drei Schwestern war mit einem zunehmend erfolgreichen Unternehmer verheiratet und lebte in einer Kleinstadt in Nordrhein-Westfalen.

In ihren Briefen geht es neben familiären Themen immer auch um die Arbeit und deren Bedeutung für das Leben. Sie bezahlte ihren jüngeren Geschwistern einen Teil der Ausbildung und betonte die Wichtigkeit, einen Beruf zu erlernen: „Es gibt freilich keine Bürgerschaft für dauerndes Glück aber durch eine solide Berufsausbildung und anständiges Benehmen kann man vielen Schwierigkeiten ausweichen.“¹³ Neben ihrer Verankerung in den arbeitgesellschaftlichen Diskursen des 20. Jahrhunderts spiegeln solche Aussagen insbesondere den Umstand, dass der Prozess der Verberuflichung von Erwerbsarbeit damals auch für Frauen weit fortgeschritten war – zumindest wenn sie, wie die Protagonistinnen dieser Geschichte, aus der Mittelschicht stammten und noch nicht verheiratet waren¹⁴. Auf letzteres verwies Elisabeth etwa, wenn sie die Bedeutung des „Eintritts in die Familie oder das Haus des Mannes“ für einen weiblichen Lebenslauf unterstrich¹⁵. Neben der Mitarbeit im Betrieb des Ehemannes war sie selbst als Hausfrau tätig, und ebenso sollte sich Helga später – wenn auch nur zeitweise – in ihrem Tagebuch als Ehefrau beschreiben, die abends auf den von der Arbeit zurückkommenden Mann wartet¹⁶.

Nicht nur in dieser Hinsicht wird deutlich, dass das Einhalten gesellschaftlicher Normen und Verpflichtungen eines von Elisabeths zentralen Anliegen war: Neben Berufsarbeit und Familie gehörte dazu auch die richtige Partnerwahl. Mit Helgas Absicht, einen US-Amerikaner zu heiraten, war sie deshalb

¹² SFN, NL 68, Elisabeth Hergeth an Helga Hochhäusl, 8.1.1962 und 21.3.1962.

¹³ SFN, NL 68, Elisabeth Hergeth an Helga Hochhäusl, 17.4.1962; vgl. auch Elisabeth Hergeth an Helga Hochhäusl, 20.2.1962, S. 1.

¹⁴ Vgl. u. a. Céline Angehrn, Berufsbilder. Das Tableau der modernen Arbeit, in: Brigitta Bernet/Jakob Tanner (Hrsg.), *Ausser Betrieb. Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz*, Zürich 2015, S. 109–123; Julia Paulus, *Berufene Arbeit? Zur Berufsausbildung junger Frauen in der Bundesrepublik*, in: Julia Paulus/Eva-Maria Silies/Kerstin Wolff (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Neue Perspektiven auf die Bundesrepublik, Frankfurt a.M./New York 2012*, S. 119–143, hier insbes. 131ff.; Gaby Sutter, *Berufstätige Mütter. Subtiler Wandel der Geschlechterordnung in der Schweiz (1945–1970)*, Zürich 2005.

¹⁵ SFN, NL 68, Elisabeth Hergeth an ihre Schwester Helga H., 26.6.1963.

¹⁶ Vgl. etwa SFN, NL 68, Tagebuch Helga Frey, Eintrag vom 19.9.1964.

überhaupt nicht einverstanden und erging sich in einer eigentlichen Hasstirade: „[W]enn Du nur mehr einen Ausländer findest, verwitwet mit Kind, so ist das eine moralische Bankrotterklärung. Ich kann wirklich nicht verstehen, wo Du doch angenehm und mit guter Ausbildung und Garderobe versehen bist, dass Du Dir nicht einen ungebrauchten Mann findest mit richtigem Beruf wie Architekt oder Arzt oder dergleichen, in der Nähe, sagen wir Schweiz, Österreich, Deutschland oder auch Holland, jedenfalls so, dass sich noch feststellen lässt ob der Betreffende nicht Juden oder Neger oder dergleichen unter den Vorfahren hat.“ Nicht von ungefähr brachte sie in einem weiteren Brief auch ein nationalisiertes Konzept von Berufarbeit gegen den unliebsamen Schwager in spe vor: Sie warf ihm vor, als Verkaufsleiter keinen wirklichen „Beruf“ zu haben, sondern lediglich „eine Stellung. In Deutsch heißt der Beruf ‚kaufmännischer Angestellter‘ wenn er nicht eine Ausbildung als Jurist, Volkswirt, Dolmetscher oder dergleichen hat.“ Wenn die Liebe jedoch trotz allem „nicht zu bremsen“ sei, solle sich Helga wenigstens einen guten Rechtsanwalt suchen und „einen für Dich günstigen Ehevertrag [...] nach deutschem Recht“ ausarbeiten lassen¹⁷.

Abgesehen von dieser vorsichtigen Orientierung an einem „romantischen“ Liebeskonzept unterscheidet sich Elisabeth auf den ersten Blick deutlich von ihren jüngeren Schwestern, insbesondere von Erika, auf die ich gleich eingehe. Die Leitvorstellungen, vor deren Hintergrund die 1933 geborene Unternehmersfrau argumentierte, scheinen folglich auf generationelle Erfahrungen hinzudeuten, welche die beiden sieben beziehungsweise acht Jahre jüngeren Schwestern nicht mit ihr teilten: Die Sozialisierung in einer national ausgerichteten Familien- und Arbeitsgesellschaft, in der Konformität und soziale wie materielle Sicherheit hoch gehalten wurden, während die Ideenwelt des Nationalsozialismus deutlich präsent war und einem unverhohlenen Antiamerikanismus gefrönt wurde¹⁸. Doch darin gehen Elisabeths Äußerungen nicht auf: Sie hatte eine Ausbildung als Modedesignerin absolviert und nahm für das Unternehmen des Ehemannes oft an internationalen Messen teil; nach der Heirat tauschte sie also nicht einfach das Berufsleben mit der Hausarbeit. Zugleich lassen ihre Briefe auch ein konsumgesellschaftliches Selbstverständnis erkennen: Mit zunehmendem Wohlstand flog sie zusammen mit ihrem Mann an immer entferntere Urlaubsziele. Und auf der Suche nach „Ruhe und [einem] geregelten Leben“ nahm sie allerlei Konsumangebote in Anspruch: „Diät, Massage, [...] Gymnastik und all das wozu man immer zu müde ist. [...] [D]erzeit fehlt mir zum wunschlos Glücklichein

¹⁷ SFN, NL 68, Elisabeth Hergeth an Helga Hochhäusl, 8.1.1962, S. 1f., 20.2.62, S. 1 und 8.1.1962, S. 1f.

¹⁸ Zur nationalsozialistischen Arbeitsgesellschaft vgl. aktuell Marc Buggeln/Michael Wildt (Hrsg.), *Arbeit im Nationalsozialismus*, München 2014; zum Amerikabild im Untersuchungszeitraum vgl. nach wie vor Axel Schildt, *Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre*, Hamburg 1995, Kap. 4.

nur die Figur von früher [...] aber ich werde es schon wieder hinkriegen.“¹⁹ Neben den damit verbundenen konkreten Konsumpraktiken verweist der Hinweis auf die Figur auf eine allgemeine Tendenz der Aufwertung von Aussehen und Gesundheit seit den späten 1950er Jahren. Wie Carter zeigt, wurden damals auch verheiratete Frauen nicht mehr nur als Hausfrauen und Mütter angerufen, sondern zunehmend auch als modebewusste Konsumentinnen²⁰.

Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass Elisabeth Verständnis für den Wunsch Helgas hatte, „[e]inmal weg zu kommen“, und ihr riet, sich „von SAS in ein Auslandsbüro versetzen“ zu lassen. Auch sonst begegnete sie dem Modebewusstsein und den nicht nur an materiellen Zielen orientierten Lebensvorstellungen ihrer beiden jüngeren Schwestern keineswegs bloß mit Skepsis. Zeichnet sich hier also – der eben zitierte Brief stammt aus dem Jahr 1962 – ein Wandel an Elisabeths Werthimmel ab? Tatsächlich schrieb sie ein Jahr später an Helga: „Wenn Du mir auch immer materialistische Einstellung anmutest, bin ich doch der Ansicht, daß [...] es das wichtigste ist, daß Du etwas für Deine Gesundheit tust, wichtiger als etwa ein Service oder dergleichen zu verdienen.“²¹ Auch ihrer jüngsten Schwester Erika finanzierte sie eine Ausbildung als Modedesignerin, die mehr ermöglichen sollte, als lediglich die materiellen Bedürfnisse längerfristig zu befriedigen.

Karriere, Konsum und Abenteuerlust

In ihren ersten Briefen an ihre ein Jahr ältere Schwester befand sich Erika noch in der Lehre als Schneiderin. Schon hier beschrieb sie sich als unabhängige junge Frau, die allerlei Pläne hat und sich weder vom Vater noch vom Freund davon abhalten lässt. Wie Helga einige Jahre zuvor, wollte sie nach der Lehre zunächst als Au Pair im Ausland arbeiten. Die Art und Weise, wie sie ihre Pläne beschrieb, ist bezeichnend für ihren Schreibstil und – will man ihren Selbstdarstellungen wie den Mahnungen der beiden älteren Schwestern glauben – ihrer Lebenseinstellung ganz allgemein: „[I]m April geht es rund. Wenn ich wiederkomme bin ich 18, dann gehe ich in die Franz. Schweiz, Geld verdienen, Sprachen lernen. Nach Weihnachten etwa, nach Frankreich, dann im Herbst Schule u. nachher Geld scheffeln. Kann es noch nicht richtig glauben, daß ich

¹⁹ SFN, NL 68, Elisabeth Hergeth an Helga Hochhäusl, 26.10.1962.

²⁰ Vgl. Erica Carter, *How German Is She? Postwar West German Reconstruction and the Consuming Woman*, Ann Arbor 1997, Kapitel 6; vgl. auch Detlef Siegfried, *Rote Lippen soll man küssen. Deutungen europäischer Schönheitspraktiken um 1960*, in: Themenportal Europäische Geschichte (2013), <http://www.europa.clío-online.de/2013/Article=659>.

²¹ SFN, NL 68, Elisabeth Hergeth an Helga Hochhäusl, 8.1.1962, S. 1 und 1.4.1963, S. 2.

wirklich aus dem Kaff [Freiburg im Breisgau; pb] herauskomme.“ Obwohl sie trotz eifriger Bemühungen keine Stelle in Aussicht hatte, beschloss sie im Juni 1959, „den Nachtzug nach [zu] Paris nehmen u. auf gut Glück wegfahren. [...] Bin jedoch sehr optimistisch.“²²

In Paris angekommen, verdiente sie ihren Lebensunterhalt zunächst als Näherin. Zusätzlich wurde sie von den beiden älteren Schwestern finanziell unterstützt. Im Herbst 1959 begann sie, wie sie stolz berichtete, an jener Modeschule zu studieren, die der fünf Jahre ältere Yves Saint Laurent kurz davor besucht hatte²³. Als sie die Schule im darauf folgenden Sommer verließ, nahm sie eine Stelle bei der 1952 gegründeten und schon sehr erfolgreichen Haute-Couture-Firma Givenchy an. Endlich verdiente sie genügend Geld, um von den Schwestern unabhängig zu sein. Während der ganzen Zeit beschrieb sie sich als arbeitsame Person und „richtige Streberin“. Oft nähte sie bis spät in die Nacht hinein und auch morgens im Pendlerzug ging sie schon wieder einer Arbeit nach. So hatte sie, wie sie berichtete, nicht einmal Zeit, das schöne Spätsommerwetter zu genießen und baden zu gehen²⁴. Vor dem Hintergrund dieses ausgeprägten Arbeitsethos könnte man sie als Vertreterin einer materialistischen Werthaltung beschreiben, die den im vorangehenden Absatz geschilderten jugendlichen Übermut schon in frühen Jahren ablegte. Altklug riet sie denn auch ihrer Schwester: „Bleibe mit den Füßen auf der Erde u. erarbeite Dir Deine bessere Zukunft.“ Und mit ähnlichen Worten beschrieb sie auch den eigenen Arbeitsalltag: „Die tägliche Arbeit u. am Wochenende das Geld, ist doch ganz was anderes als die Schule u. die vage Unsicherheit was kommen wird.“²⁵

Doch wie passen dazu die Karrierepläne, die sie ständig vor ihren Schwestern ausbreitete, und bei denen es keineswegs nur um die längerfristige Sicherung eines guten Verdienstes oder einer angesehenen gesellschaftlichen Stellung ging? Und was bedeutet es, wenn sie „etwas verrückt modernes nähen“ wollte oder über Helgas damaligen Freund, der auf einem Schiff arbeitete, mit bewundernden Worten bemerkte: „Eigentlich ist Er ja zu beneiden, daß Er soviel sieht u. dabei noch verdient“²⁶? Einerseits suchte sie „Abwechslung“ am Arbeitsplatz und begrüßte es, „selbständig [zu] arbeiten“, sofern man dazu auch richtig vorbereitet werde. Folgerichtig war der Besuch von Kunstausstellungen, Theaterabenden und Museen für sie eher ein Mittel, „Ideen u. Geschmack für unseren Beruf zu schöpfen“, als dass sie danach strebte, eine bildungsbürgerliche Norm zu erfüllen²⁷. Solche Aussagen von Arbeitnehmerinnenseite sind nicht zuletzt vor dem Hintergrund

²² SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, 23.2.1959, S. 6f. und 13.6.1959, S. 2.

²³ SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, 31.1.1960, S. 4.

²⁴ SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, 26.9.1959, S. 3, 21.1.1960 und 12.9.1959, S. 8.

²⁵ SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, 21.8.1959, S. 3f. und o.D. [August 1960], S. 2f.

²⁶ SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, 2.9.1960, S. 6 und 31.1.1960, S. 4.

²⁷ SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, 22.9.1960, S. 2, 4.7.1959, S. 1f. und 26.9.1959, S. 5.

der arbeitswissenschaftlichen Debatten jener Zeit zu sehen, in denen es etwa um „Persönlichkeitsentfaltung“, „Verantwortungsbereitschaft“ und „Mitwirkung“ ging. Über die Förderung der Einzelperson durch die Unternehmensleitung sollte damit den Forderungen der Gewerkschaften nach „Demokratie“ und „Mitbestimmung“ der Boden entzogen werden. Auch wenn diese Themen erst in den 1960er und 1970er Jahren zu einem breit verhandeltem Politikum werden sollten, gehen die Anfänge der Debatten auf die frühen 1950er Jahre zurück, wie Sabine Donauer zeigt²⁸.

Andererseits sollte die Arbeit in den Augen Erika Hochhäusls nicht nur als Tätigkeit erfüllend sein, sondern auch weiteren Leitvorstellungen genügen. Englisch zu lernen sei eine Bedingung, so schrieb Erika im Spätsommer 1960, um in einer großen „internationalen“ Metropole wie Hamburg „in einem großen Stadtgeschäft eingestellt [zu] werden.“ Dass es ihr dabei nicht nur um die möglicherweise spannendere Arbeit für eine großstädtische Kundschaft ging, zeigen ihre Briefe immer wieder: Mindestens ebenso ausschlaggebend waren ihre „Abenteuerlust“ und der Wunsch, „noch so vieles [zu] Erleben“. Wenn das Geld nicht reiche, erklärte sie etwa im Sommer 1960, werde sie ihre Urlaubsziele halt per „Auto-Stop“ erfüllen²⁹. Deutlich wird diese Lebenseinstellung nicht zuletzt in ihren Bemerkungen zu Liebe, Beziehungen und Ehe: „Schau Du bist jetzt 20 Jahre alt,“ versuchte sie Helga von einer frühen Heirat abzuraten, „also noch herrlich jung u. noch viel Erfolge u. Schönes vor Dir, wenn es auch mit Arbeit u. kleineren Enttäuschungen verbunden sein soll. [...] Bei einem einfachen Mädchen, daß weder Ziele noch Beruf u. große Chancen hat, könnte ich es eher vorstellen.“ Auch wenn sie selbst, zumindest in den ersten Briefen, eine spätere Heirat durchaus in Betracht zog, fürchtete sie sich vor dem Verlust an Unabhängigkeit und vor der Monotonie, die diese unweigerlich mit sich bringe: „Aber warum soll man nicht versuchen so hoch wie nur möglich hinauszukommen. Liebe, dieses Wort ist ja ganz gut. Aber auch ‚wahre‘ Liebe verlöscht einmal oder zerfällt mit den Jahren langsam in Asche. Und dann bleibt die viele Arbeit, Kinder ... u. die Sehnsucht nach Kleidern, Annehmlichkeiten kurzum nach dem ‚besseren Leben.‘“³⁰

²⁸ Vgl. Sabine Donauer, Job Satisfaction statt Arbeitszufriedenheit: Gefühlswissen im arbeitswissenschaftlichen Diskurs der 1970er Jahre, in: Pascal Eitler/Jens Elberfeld (Hrsg.), Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung – Politisierung – Emotionalisierung, Bielefeld 2015, S. 343–371, hier S. 351ff.; vgl. auch Barbara Duden, Kontinuität oder Epochenbruch? Zeitenwende oder geschichtliche Schwelle? Zur Zeitgeschichte der Integration der häuslichen Ökonomie von Frauen in die formelle Ökonomie, in: L’Homme. Z.F.G. 25 (2014), S. 103–120; Karsten Uhl, Humane Rationalisierung? Die Raumordnung der Fabrik im fordistischen Jahrhundert, Bielefeld 2014, insbes. Kap. 7.

²⁹ SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, 29.8.1960, S. 4 und S. 8, 21.8.1959, S. 3, 21.1.1960, S. 2 und 16.2.1960, S. 4.

³⁰ SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, 26.5.1960, S. 2 und 4.7.1959, S. 3.

Wie das Zitat deutlich macht, lagen die konkreten Ziele, die sie sich neben Arbeit und Karriere für ihr Leben setzte, vor allem auch im Genuss vielfältiger Konsumerlebnisse. Wichtig war ihr auch ein gutes Aussehen, wobei sie sich an den internationalen Ess- und Modetrends orientierte³¹. Als „deutsch“ beschrieb sie dagegen zwei Mädchen aus ihrer Heimatstadt Freiburg, die sie für kurze Zeit in Paris beherbergte: „Ungeschminkt, dick, Taille, Hüften alles eine Breite, flache Schuhe, 5 Koffer, Musikinstrument u. saudumme Fragen.“³² Auf die konsumgesellschaftlichen Werte Erikas verweist aber auch ein Hinweis auf ihre Lohnvorstellungen, in dem sie eine durchaus selbstbewusste, instrumentelle Haltung gegenüber der Arbeit einnimmt: Dank der guten Wirtschaftslage brauche sie keine Angst zu haben, eine Stelle zu finden. Unter „180–200 DM monatlich“ werde sie nicht arbeiten. „Denn ausgenützt wirst Du so oder so u. wenn, dann wenigstens für Geld.“ Eine ähnliche Einstellung wird erkennbar, als sie einmal Pumps kaufte und sich erst danach um Arbeit kümmern wollte, um diese auch bezahlen zu können³³.

In vielerlei Hinsicht verweisen Erikas Briefe also auf Vorstellungen, die man in der Wertewandeldebatte zehn Jahre später mit Begriffen wie „Selbstentfaltungswerte“ zu fassen suchte: das Betonen von erfüllender Arbeit und Lebensqualität inner- wie außerhalb der Arbeit anstelle der Orientierung an materiellem Wohlstand, politischer Stabilität und festen Normen³⁴. „Glaubst Du daß ein einfaches, zufriedenes Leben glücklicher macht als ein wohlhabendes, gehetztes u. innerlich leeres?“ fragte die junge Frau einerseits rhetorisch. Und an einer anderen Stelle schrieb sie, dass „[j]eder [...] seinen Weg alleine gehen“ müsse³⁵. Genauso explizit grenzte sie sich andererseits schon früh vom Vorschlag einer Tante ab, in einer örtlichen Fabrik ein gutes Auskommen zu finden: „Sie könne nicht verstehen, daß ich in die Schweiz gehe, ich könnte doch in der ‚Intermetall‘ arbeiten, hätte meine Freizeit u. wöchentlich mein gutes Geld. Ich vergaß zu sagen ‚Intermetall‘ ist eine Feinmechanik-Fabrik. Also bei Ihr werde ich nicht viel Verständnis finden.“³⁶

Eine Postmaterialistin also am Beginn des Wertewandels? Ja und nein. Ja, weil sie verschiedene mit diesem Begriff verbundene Werte teilte. Nein, weil sie

³¹ Vgl. SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, 19.9.1959, S. 4, 29.8.1960, S. 2 und 12.7.1960, S. 2.

³² SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, 29.8.1960, S. 9.

³³ SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, 19.5.1959, S. 1 und 3.11.1959, S. 2.

³⁴ Vgl. die Übersicht bei Andreas Rödder, Vom Materialismus zum Postmaterialismus? Ronald Ingleharts Diagnosen des Wertewandels, ihre Grenzen und ihre Perspektiven, in: Zeithistorische Forschungen 3 (2006), S. 480–485; zum Begriff der Lebensqualität vgl. Patrick Kury, Vom physiologischen Stress zum Prinzip „Lebensqualität“: Lennart Levi und der Wandel des Stresskonzepts um 1970, in: Body Politics 1 (2013), S. 119–137.

³⁵ SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, 24.7.1959, S. 5 und 31.5.1959, S. 6.

³⁶ SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, 31.5.1959, S. 6 und o.D. [Anfang Juni 1959], S. 6.

durchaus auch materialistische Ziele verfolgte. In Ronald Ingleharts schematischer Darstellung des zeitgenössischen Wertespektrums wäre sie also einer der „mixed categories“ zuzuordnen³⁷. Man könnte daraus folgern, dass ein Wandel von Leitvorstellungen, zumindest in bestimmten sozialen oder geographischen Kontexten, schon einige Jahre früher einsetzte, als es die klassischen Darstellungen aus den 1970er und 1980er Jahren behaupteten³⁸. Die Wertewandelthese wäre also bezüglich ihrer Chronologie zu differenzieren und anstelle eines Schubs oder „fundamental change“³⁹ von einem längerfristigen Prozess seit den 1950er Jahren auszugehen. In ihren inhaltlichen Grundaussagen aber scheint sie sich zu bestätigen: An den Briefen und Tagebüchern der drei Schwestern lässt sich erkennen, dass die mit „postmaterialistisch“ umschriebenen Wertvorstellungen in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren ein Identitätsangebot darstellten, das zumindest für junge Frauen aus den Mittelschichten attraktiv war.

Aber bedeutet das auch, dass diese Wertvorstellungen damals gänzlich neu waren und zunehmend an Bedeutung gewannen? Verweisen die Lebensziele der ältesten der drei Schwestern wirklich auf generationenspezifische Sozialisationserfahrungen, die sie stärker mit Selbstverhältnissen der ersten Jahrhunderthälfte als mit jenen ihrer jüngeren Schwestern verbanden? Und würde daraus auch folgen, dass materialistische Einstellungen und ein leistungsorientiertes Arbeitsethos in der Zeit danach durch andere Leitvorstellungen ergänzt und schließlich verdrängt wurden? Einige Aspekte einer Genealogie „postmaterialistischer“ Werte vor den 1950er und 1960er Jahren skizziere ich im abschließenden Abschnitt anhand von Tagebüchern aus der Zeit nach der Jahrhundertwende beziehungsweise aus den späten 1920er und frühen 1930er Jahren. Die Frage nach Veränderungen seit der Mitte der 1960er Jahre hingegen muss auf der Basis der hier ausgewerteten Quellen offen bleiben. Zumindest unterstützen Erika Hochhäusls Briefe aber die für die Zeit des angeblichen Wertewandelschubs aufgestellte These Helmut Klages, „daß die Pflicht- und Akzeptanzwerte und die Selbstentfaltungswerte [...] ohne weiteres auch gemeinsam zu- und abnehmen und somit in eine ‚positive‘ Beziehung einzutreten vermochten.“ Ob dies jedoch lediglich „im Einzelfall“ zutraf, während die beiden Gruppen von Werten „tendenziell in einer ‚negativen‘ Beziehung standen“⁴⁰, wie Klages annahm, ist zumindest fraglich – nicht zuletzt angesichts der in diesem Band präsentierten Forschungsergebnisse⁴¹.

³⁷ Vgl. Ronald Inglehart, *The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles Among Western Publics*, Princeton 1977, S. 29; vgl. auch Klages, *Wertorientierungen im Wandel*, S. 22ff.

³⁸ Vgl. etwa Klages, *Wertorientierungen im Wandel*, S. 17.

³⁹ Inglehart, *The Silent Revolution*, S. 18.

⁴⁰ Klages, *Wertorientierungen im Wandel*, S. 23.

⁴¹ Vgl. auch Jörg Neuheiser, *Postmaterialismus am laufenden Band? Mitbestimmung, Demokratie und die „Humanisierung der Arbeitswelt“ in den Konflikten zwischen „plakat“-Gruppe und IG Metall bei Daimler-Benz in Untertürkheim*, in: Knud Andresen/Michaela

Eine Geschichte von Wertvorstellungen in den Konsum- und Arbeitsgesellschaften des 20. Jahrhunderts

Wie also sieht es aus, wenn wir weiter in die Vergangenheit zurückschauen? Eine eindruckliche Quelle für die Beantwortung dieser Frage sind die Tagebücher der 1911 in Berlin geborenen Marga Samletzky. Zwischen 1926 und 1934 berichtete sie oft täglich, manchmal auch mit monatelangen Abständen von ihrer Lehrzeit als Tänzerin in verschiedenen Berliner Varietés und Vergnügungspalästen sowie von ihren zahlreichen „Abenteuern“ mit Männern und gelegentlich auch Frauen. Schon früh lernte sie, wie wichtig im Tanzgeschäft die Arbeit am eigenen Körper ist. Der ersehnte Erfolg, so musste sie jedoch zugleich erkennen, ruhte nicht allein auf dem künstlerischen Können, sondern auch auf der Fähigkeit, sich zu verkaufen. Für die entsprechende Garderobe benötigte sie nicht zuletzt ein beträchtliches Startkapital, das ihre zwischen Arbeitslosigkeit und kleingewerblichen Tätigkeiten hin und her wechselnden Eltern nicht aufbringen konnten. Die Hoffnung, dass ein Mäzen in die Bresche springen würde, erfüllte sich nicht. Stattdessen schrieb sie im Winter 1931: „Ich muss direkt lachen wie ich mir früher gedacht habe, wenn ich Geld habe, Kostüme usw. Heute stehe ich auf dem Standpunkt erst Tanz, gutes Aussehen (respektive Note), dann Kostüme. Und ich werde hiermit weiterkommen [...]. Werde ich zu etwas bringen?“⁴²

Ob im Beruf oder bei den Männern: Worte wie „Erfolg“ oder „Unternehmensgeist“ sind ständige Gäste in Samletzkys Tagebuch. Auch wenn der Begriff selbst nicht vorkommt, spiegelt sich darin deutlich der zeitgenössische Leistungsdiskurs. Wie Nina Verheyen argumentiert, waren gerade Mittelklassenangehörige dessen hauptsächliche Trägerinnen und Träger. Mit dem damit verbundenen meritokratischen Selbstverhältnis hätten sie sich vom Bürgertum des 19. Jahrhunderts und dessen Mäßigungsethos abgrenzen können⁴³. In ihrer Studie zur Geschichte der Berufsberatung für Mädchen weist Sylvia Rahn zudem darauf hin, „daß sich nicht nur die männlichen, sondern auch die weiblichen Jugendlichen in den 1920er Jahren mit dem Anspruch an eine ‚individualisierte Lebensführung‘

Kuhnhenne/Jürgen Mittag/Johannes Platz (Hrsg.), *Der Betrieb als sozialer und politischer Ort. Studien zu Praktiken und Diskursen in den Arbeitswelten des 20. Jahrhunderts*, Bonn 2015, S. 99–114; ders., *Vom bürgerlichen Arbeitsethos zum postmaterialistischen Arbeiten? Werteforschung, neue Arbeitsemantiken und betriebliche Praxis in den 1970er Jahren*, in: Jörn Leonhard/Willibald Steinmetz (Hrsg.), *Semantiken von Arbeit im internationalen Vergleich*, Köln [erscheint 2016].

⁴² DTA, Reg.-Nr. 1864, Eintrag vom 1.2.1931.

⁴³ Vgl. Nina Verheyen, *Bürgerliches Leistungsethos? Geschichtswissenschaftliche Korrekturen einer irreführenden Formel*, in: Denis Hänzli/Hildegard Matthies/Dagmar Simon (Hrsg.), *Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung*, Baden-Baden 2014, S. 45–61; dies., *Unter Druck. Die Entstehung individuellen Leistungsstrebens um 1900*, in: *Merkur* 66 (2012), S. 382–190.

,jenseits von Stand und Klasse‘ konfrontiert sahen, und zwar unabhängig davon, ob die notwendigen Ressourcen zur Einlösung dieses Anspruches verfügbar waren.“⁴⁴ Dies ist jenen Darstellungen entgegen zu halten, durch die die 1920er Jahre vor allem als erstes Jahrzehnt einer wenig differenzierten „Massenkultur“ in die Geschichte eingingen⁴⁵.

Auch Samletzky thematisierte die strukturellen Hindernisse der Klassengesellschaft immer wieder. Nicht zuletzt wird dies in den Beschreibungen des Lebens ihres Vaters erkennbar: „Vati hat viel zu arbeiten aber wie üblich kein Geld zu kriegen.“ Sie selbst dagegen träumte immer wieder davon, reich zu sein: „Wenn man Geld hat und keine Sorgen und nicht krank ach wie himmlisch wäre das Leben aber so nee.“ Oft finden sich deshalb in ihrem Tagebuch Bemerkungen über (erhoffte) Beziehungen zu wohlhabenden und einflussreichen Männern. Der Leistungsdiskurs eröffnete ihr aber zugleich die Möglichkeit wie die (Selbst-) Verpflichtung, an sich zu „arbeiten“ und sich zu „entwickeln“, wie sie immer wieder betonte: „Manchmal streite ich mich im innern und sage, die Unschuld gibt Dir nichts, also wenn ich einen reichen Kerl finden würde der mir viel Geld gibt usw. sage ich ja. Und dann ein anderes mal sage ich, Du bist Wahnsinnig dann würdest Du so sein wie die anderen alle. [...] [A]rbeite tüchtig, dann kannst Du dir alles alleine anschaffen, zwar ist das schwer, anders wäre es leichter und Du bist frei und unabhängig.“⁴⁶

Zugleich bemerkte sie in zahlreichen Einträgen, dass sie in ihrem Leben nicht nur künstlerischen und gesellschaftlichen Erfolg haben und materiellen Wohlstand erreichen, sondern vor allem auch möglichst viel erleben wolle: „Und jetzt bin ich unzufrieden, das ich noch nicht viel erlebt habe, andere haben in meinem Alter viel mehr erlebt, Ja ich möchte viel erleben.“ Wie bei Erika Hochhäusl könnte man solche Aussagen dahingehend interpretieren, dass sie lediglich eine Lebensphase beschreiben, die mit der Ehe ein Ende finden wird. Tatsächlich finden sich in Samletzkys Tagebuch zahlreiche Äußerungen, die in diese Richtung weisen. „Mutter sein und ganz für das Kind und den Mann aufgehen,“ schrieb sie einmal, „ach ganz himmlisch muß das sein.“⁴⁷ Diesen Weg wählte sie jedoch nicht. Vielmehr machte sie eine ansehnliche Tanzkarriere, unter anderem war sie als Solotänzerin im Berliner Admiralspalast tätig. 2008 starb sie im hohen Alter von fast 97 Jahren. Geheiratet hat sie hingegen nie⁴⁸.

⁴⁴ Sylvia Rahn, *Die Karrierisierung des weiblichen Lebenslaufs*, Frankfurt a.M. 2001, S. 258.

⁴⁵ Kritisch dazu jüngst auch Moritz Föllmer, *Individuality and Modernity in Berlin. Self and Society from Weimar to the Wall*, Cambridge 2013, Teil I.

⁴⁶ DTA, Reg.-Nr. 1864, Einträge vom 25.2.1929, 4.1.1929 und 3.2.1931.

⁴⁷ DTA, Reg.-Nr. 1864, Einträge vom 21.12.1930 und o.D (Ende 1931).

⁴⁸ Dora Winkelmann, Margarete Gertrud Samletzky (Geb. 1911). Ein Leben – war plötzlich da und soll jetzt wieder weg, fünf Euro, wer es haben will, in: *Der Tagesspiegel*, 25.7.2008, <http://www.tagesspiegel.de/berlin/nachrufe/margarete-gertrud-samletzky-geb-1911/1286364.html> (zuletzt am 3.9.2015).

Vielleicht nicht ganz von ungefähr handelt es sich bei Samletzky wie bei Erika Hochhäusl um Vertreterinnen künstlerischer Berufe, für deren Auskommen konsumgesellschaftliche Strukturen und großstädtische Umgebungen unabdingbar sind. Ich möchte deshalb nicht behaupten, dass ein solches Leben für alle Menschen der 1920er und 1930er beziehungsweise der 1950er und 1960er Jahre gleichermaßen möglich und erstrebenswert gewesen wäre. Der Berliner Tänzerin war diese Sonderstellung durchaus bewusst: „Andere Mädchen sind in der Schule pauken nachher ins Büro, was hat solch ein Mädle? Ich sehe viel, lerne viel Menschen kennen, hab Erfolg verdiene viel Geld, alle sind nett zu mir, na, amüsiere mich viel bin häufig verliebt (leider).“⁴⁹ Wie nicht zuletzt die klassische Wertewandelforschung betonte, lösten sich solche Unterschiede auch in den 1970er Jahren nicht einfach auf. Vielmehr, so Klages, hätten sie sich teilweise wieder akzentuiert⁵⁰.

Wichtig ist deshalb die Feststellung, dass die Identitätsangebote, an denen sich die hier porträtierten Tagebuch- und Briefeschreiberinnen orientierten, in ihren Grundzügen schon in der ersten Jahrhunderthälfte erkennbar waren. Die entscheidenden Weichen, so die These, wurden nicht in den 1960er und 1970er Jahren gestellt, sondern bereits um die Jahrhundertwende. Hier begann sich die an der Ausbeutung von Ressourcen und Arbeitskraft orientierte Gesellschaft der Industrialisierungszeit in jene Konsum- und Arbeitsgesellschaft zu transformieren, deren Konturen in den 1920er Jahren vor allem – aber nicht nur – in Großstädten sichtbar waren, und die durch Krisen und Krieg zwar Unterbrüche und Transformationen, aber keinen nachhaltigen Bruch erfahren sollte⁵¹. In einem ähnlichen Sinne argumentiert Moritz Föllmer in seiner Studie zur „Individualität“ in der Großstadt Berlin, dass der Nationalsozialismus eher „through the prism of a distinct form of modern individuality“ zu verstehen sei denn lediglich als „collectivist ideology“. Keine Regierung der 1920er bis 1950er Jahre habe es sich dauerhaft leisten können, die Erfahrungen und Erwartungen breiter Kreise aus den Arbeiter- und Mittelklassen einfach zu ignorieren. Neben dem Ideal der Häuslichkeit und der Sicherheit des Arbeitsplatzes hätten dazu insbesondere auch die außerordentlichen Erlebnisse der Konsumgesellschaft und die Aussicht auf beruflichen Erfolg gehört⁵².

Aufstieg im Betrieb und das Genießen der Freuden der beginnenden Konsumgesellschaft zählen auch zu den Leitmotiven im Tagebuch Willy Neubauers, dem 1885 geborenen Sohn einer Wäscherin und eines früh verstorbenen Drechslers, Instrumentenmakers und „Quartalssäufers“ aus der „Weltstadt Leipzig“. Indem er „tüchtig“ gearbeitet habe und durch „fleißiges Üben in den Handelsfä-

⁴⁹ DTA, Reg.-Nr. 1864, Eintrag vom 3.9.1928.

⁵⁰ Vgl. etwa Klages, Wertorientierungen im Wandel, S. 123ff.

⁵¹ Vgl. dazu Bänziger, Von der Arbeits- zur Konsumgesellschaft?

⁵² Föllmer, Individuality and Modernity, insbes. Teil II (Zitat S. 1).

chern⁶, schrieb er als 21-jähriger, sei es ihm gelungen, „meine jetzige Stellung zu erreichen. Bis zum Juli 1905 hatte ich nur Kontorarbeiten auszuführen, seit dieser Zeit bin ich jetzt zum Reisenden aufgerückt, nachdem man mein ‚Talent‘ zum Anpreisen der Waren ‚entdeckt‘ hatte. Wenn ich heute so an meinen Aufschwung zurück denke, erfüllt es mich mit rechter Freude, in welche sich auch ein wenig Stolz oder Selbstbewußtsein mischt.“⁵³ Es ist vielleicht nicht ganz unbedeutend, dass der Begriff Talent hier in Anführungszeichen auftaucht: Neubauer führte seine Karriere auf Tüchtigkeit und Fleiß zurück, also gerade nicht auf jene angeborene Fähigkeit zum genialen Werk, nach dem sich Teile des Bildungsbürgertums seit dem 19. Jahrhundert gesehnt hatten⁵⁴. Mit Roman Rossfeld lassen sich Handelsreisende wie Neubauer deshalb als Verkörperungen eines neuen Arbeitsethos beschreiben, das erfolgreiches Verkaufen nicht mehr als angeborene Kunst, sondern als erlernbare Technik betrachtete⁵⁵.

Neben diesem selbstbewussten Leistungsethos lässt Neubauers Tagebuch erkennen, dass er konsumgesellschaftlichen Vergnügungen in der „freien Zeit“ genauso wenig abgeneigt war. In den vergangenen Monaten, schrieb er im Oktober 1906, sei er morgens oft in den Garten seines zukünftigen Schwiegervaters gegangen, wo er „tüchtig mitgeholfen habe“. Ein paar Zeilen weiter unten ergänzte er: „Gegen diese Beschäftigung ließe sich also nichts einwenden und gegen die des Nachmittags noch viel weniger.“ Dann gehe er jeweils zusammen mit seiner geliebten Toni spazieren oder besuche „des Abends irgendein hübsches Konzert. Auch gehen wir ziemlich oft ins Theater“. Anlässlich dieser Spaziergänge gingen sie etwa „über die Waldschänke – wo wir im Garten Kaffee tranken. [...] Abends zurück von Döhlitz nach der Taberna gefahren und dort hübsch zu Abend gegessen und getrunken. Wir waren sehr fröhlich zusammen. Unterwegs von allem möglichen geplaudert. Zukunftspläne geschmiedet, vom Heiraten gesprochen und so fort.“ Zu Weihnachten 1908 bekam er von Toni „einen schönen Persianerkragen; ich schenkte ihr goldene Uhr mit Kette“. Und dass er für seine „8 Tage Ferien“ im Sommer desselben Jahres „vom Chef am letzten Arbeitstage ein Ferienzuschuß“ bekommen hatte, unterstreicht schließlich einmal mehr die enge Verschränkung von arbeits- und konsumgesellschaftlichen Phänomenen um die Jahrhundertwende⁵⁶.

Zugleich sind die Unterschiede zu den bisher beschriebenen Egodokumenten deutlich zu sehen. Zum einen wird das Leistungsethos in Neubauers Tagebuch

⁵³ DTA, Reg.-Nr. 3151.1, Einträge vom 18.7.1906 und 23.9.1906.

⁵⁴ Vgl. dazu etwa Bernd Blaschke, Das nennen Sie Arbeit?! Produktivitätsdiskurse der Bohème vom 19. bis zum 21. Jahrhundert, in: Nicole Colin/Franziska Schößler (Hrsg.), Das nennen Sie Arbeit? Der Produktivitätsdiskurs und seine Ausschlüsse, Heidelberg 2013, S. 245–266.

⁵⁵ Roman Rossfeld, „Kundschaft ist kein Erbgut“. Handelsreisende im Spiegel der modernen Ratgeberliteratur, 1880 bis 1960, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 2 (2014), S. 154–178.

⁵⁶ DTA, Reg.-Nr. 3151.1, Einträge vom 12.10.1906, 27.11.1906 und 10.6.1909.

hauptsächlich über Pflichtwerte wie Tüchtigkeit und Fleiß konturiert. Dazu passt zum anderen auch, dass die Suche nach besonderen Erlebnissen fehlt. Die Entwicklung seiner Persönlichkeit oder gar eine therapiegeleitete Selbstentfaltung⁵⁷ lag dem jungen Leipziger Handelsreisenden genauso fern wie dem eingangs zitierten Berliner Grafiker. Dennoch finden sich in solchen Egodokumenten aus der Zeit der Jahrhundertwende wichtige Aspekte der Selbstverhältnisse einer Marga Samletzky oder der Schwestern Hochhäusl: die Kombination konsum- und arbeitsgesellschaftlicher Identitätsangebote und nicht zuletzt auch die spezifischen Kommunikationsformen des Tagebuchs und des Familienbriefs. Im Unterschied zu deren Gebrauch in bürgerlichen Familien des 19. Jahrhunderts dienten diese Medien nun immer seltener der Überwachung der Entwicklung von Jugendlichen. Stattdessen wurden sie zum Medium der Verständigung unter Gleichaltrigen und der Selbstführung, zu deren Leitvorstellungen später auch die Selbstentfaltung gehören würde⁵⁸.

Fazit

Die vier jungen Frauen sollten deshalb nicht einfach vor dem Hintergrund der Wertewandelthese graduell als Vertreterinnen älterer Werte (wie im Fall von Elisabeth Hergeth) oder als gemischte Typen (wie bei Erika Hochhäusl und Marga Samletzky) bewertet werden. Vielmehr lassen sie sich als unterschiedliche Subjekttypen beschreiben, die alle in den Konsum- und Arbeitsgesellschaften des 20. Jahrhunderts möglich wurden. Innerhalb dieses Rahmens gab es selbstverständlich verschiedene Rekonfigurationen, die es weiter zu untersuchen gilt. Einen grundlegenden Wandel in den 1960er und 1970er Jahren sehe ich hingegen nicht. „Materialism“, brachte Helga Hochhäusl in ihrem Tagebuch die gleichermaßen widersprüchlichen wie komplementären Angebote der Konsum- und Arbeitsgesellschaften auf den Punkt, sei „a very comfortable thing, one can't say yes or no at once.“ In englischer Sprache schrieb sie, weil sie sich im Hinblick auf den beruflichen Aufstieg weiterbilden wollte. Zugleich ermöglichten ihr die Sprachkenntnisse, sich in der Konsumgesellschaft zu bewegen und bei einem Glas Cognac „good american Jazz“ zu hören⁵⁹.

⁵⁷ Vgl. dazu Maik Tändler/Uffa Jensen (Hrsg.), *Das Selbst zwischen Anpassung und Befreiung. Psychowissen und Politik im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2012; Sabine Maasen/Jens Elberfeld/Pascal Eitler/Maik Tändler (Hrsg.), *Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den „langen“ Siebzigern*, Bielefeld 2011; Peter-Paul Bänziger/Stefanie Duttweiler/Philipp Sarasin/Annika Wellmann (Hrsg.): *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen*, Frankfurt a.M. 2010.

⁵⁸ Vgl. Bänziger, *Jenseits der Bürgerlichkeit*.

⁵⁹ SFN, NL 68, Tagebuch Helga Hochhäusl, Einträge vom 4.9.1960; 18.7.1962.

Versucht man genauer zu bestimmen, was sie und ihre Zeitgenossinnen unter Materialismus verstanden, so zeigt sich, dass damit keineswegs nur Wohlstand und Sicherheit gemeint waren. Vielmehr wurden über diesen Begriff zentrale Fragen verhandelt, die die Gesellschaft der 1950er und 1960er Jahre beschäftigten. Nicht zuletzt ging es um die Einstellung zur Arbeit, aber auch um die „moderne“ Lebensweise im Allgemeinen sowie um die Frage, welche Lebensziele man sonst noch anstreben solle. „Ich stehe im Kampf zwischen Religion und Materialismus, letzterer lockt zu sehr, geht es Dir nicht auch oft so?“⁶⁰, schrieb Erika einmal an Helga. Im Unterschied zur Debatte über den „Wertewandel“ ging es dabei nicht um eine Gegenüberstellung postmaterialistischer und materialistischer Vorstellungen, sondern um die Frage, wie sehr man den weltlichen, individualisierenden Identitätsangeboten der Konsum- und Arbeitsgesellschaft folgen solle. Zugleich zeigt sich aber, dass auch in der Kirche schon in den frühen 1960er Jahren durchaus unterschiedliche Werte vermittelt wurden: „War letzte Woche in einer sehr modernen katholischen Kirche, und ganz überrascht, über den deutlichen, anklagenden Ton der Predigt“, schrieb Helga in ihr Tagebuch⁶¹.

Daraus folgt, dass die Historiografie in Zukunft nicht nur verstärkt kontextualisieren, sondern vermehrt auch das zeitgenössische Vokabular selbst historisieren sollte. Der Materialismus war in den 1960er und 1970er Jahren ein viel zu umkämpfter Begriff, als dass er sich heute noch als Werkzeug für die Geschichtswissenschaft eignen könnte. Die hier beschriebenen Quellen regen darüber hinaus dazu an, von einer grundsätzlichen Widersprüchlichkeit individueller Wertvorstellungen auszugehen und Veränderungen über längere Zeiträume zu verfolgen.

⁶⁰ SFN, NL 68, Erika an Helga Hochhäusl, o.D. [August 1960], 6.

⁶¹ SFN, NL 68, Brief von Helga Hochhäusl an Elisabeth Hergeth, 18.3.1962; vgl. dazu Pascal Eitler, „Gott ist tot – Gott ist rot“. Max Horkheimer und die Politisierung der Religion um 1968, Frankfurt a.M./New York 2009.